



Newsletter vom 10. 5. 2020

Inhalt

Vor der Öffnung der Schulen	2
8.5.2020, Marianne Wüthrich	2
Dialogisches vor Digitalem!.....	3
Journal21 4.5.2020, Carl Bossard	3
Im Präsenzunterricht zeigt sich die Schulqualität	6
4.5.2020, Hanspeter Amstutz	6
Die Universität braucht Präsenz	7
St. Galler Tagblatt 5.5.2020	7
Hurra, es ist wieder Schule! So war der Fernunterricht - und das sagen Schüler.....	9
Schweiz am Wochenende, 9.5.2020, von Kari Kälin - CH Media	9
Jede Klasse hat eine eigene Toilette.....	10
NZZ am Sonntag, 26.4.2020, Niels Anner, Kopenhagen	10
«Oberste Priorität hat für uns, dass alle Kinder sicher sind».....	12
NZZ 6.5.2020, Front, Nils Pfändler, Erich Aschwanden	12
«Diese Teilöffnung auch als Chance betrachten»	14
Tages-Anzeiger 5.5.2020, Zürich, Tina Fassbind.....	14
Lieber Halbklassen als Masken.....	15
Tages-Anzeiger 5.5.2020, Zürich, Tina Fassbind und Mario Stäuble	15
Wissenschaftler empfehlen kleine Schulklassen	16
Blick 3.5.2020, Lukas Lippert und Tobias Marti.....	16
«Wir werden als Versuchskaninchen missbraucht»	18
20Minuten 1.5.2020, Joel Probst	18
Maturaprüfungen.....	19
NZZ 4.5.2020, Meinung & Debatte, Leserbriefe	19
Die Entzauberung eines Mythos.....	20
GBW 2.5.2020, Gastbeitrag von Christian Bauer, München	20
Die Lehren aus der Leere	22
Süddeutsche Zeitung 27.4.2020, Gastbeitrag von Wolfgang Schimpf.....	22
US-Techgiganten buhlen um Schweizer Schüler	24
Sonntagszeitung 3.5.2020, Rico Bandle.....	24
So funktioniert Journalismus nicht – Medienvertretern fehlt die Sachkompetenz	26
Condorcet Bildungsblog, 29. April 2020, Gastbeitrag Mathias Burchardt	26



Vor der Öffnung der Schulen

8.5.2020, Marianne Wüthrich

Nach mehreren Wochen Fernunterricht und einem grossen Einsatz der Lehrerschaft sollen die Schulen nun wieder vorsichtig geöffnet werden. Das ist für alle Beteiligten nicht einfach: für die kantonalen und kommunalen Bildungsbehörden, für die Schulleitungen, die Lehrer, die Kinder und nicht zuletzt für die Eltern. Alle wünschen sich, dass es in Wirtschaft und Gesellschaft, und eben auch in der Schule, endlich wieder «normal» weitergehen soll. Aber die Gefahr der Pandemie ist noch nicht gebannt, da braucht es weiterhin die Kräfte und die Geduld aller, um mit Besonnenheit und auch einer Portion Kreativität den täglichen Unterricht mit den Kindern und Jugendlichen neu einzurichten und zum Laufen zu bringen.

Digitalisierte Schule und SOL erweisen sich einmal mehr als untauglich

Zwei Dinge liegen nach der Zeit des Fernunterrichts sonnenklar auf dem Tisch: Die digitalisierte Schule vermag die Grundlagen einer menschenwürdigen Bildung nicht zu legen, und das selbstorganisierte Lernen SOL bringt nur einen Bruchteil des Lernerfolgs, auf den unsere Schülerinnen und Schüler einen Rechtsanspruch haben. Zur Erinnerung: Das Grundrecht auf Bildung ist zwingendes Völkerrecht.

Selbstverständlich sind digitale Hilfsmittel auch für den Fernunterricht sehr willkommen und sinnvoll, wir sind ja keine Radikal-Ablehner der modernen Technik. Aber für uns Mitstreiter der «Starken Volksschule Zürich» und die vielen anderen eigenständigen Denker im Land und weit darüber hinaus sind die genannten Erkenntnisse wahrhaftig nichts Neues, wie Carl Bossard, Mathias Burchardt, Hanspeter Amstutz und weitere Autoren in diesem Newsletter festhalten. «Die Entzauberung eines Mythos», nämlich die Digitalisierung werde die allseits bekannte Mangelhaftigkeit der heutigen Schulbildung schon richten, formuliert Christian Bauer von der deutschen «Gesellschaft für Bildung und Wissen» (GBW) so: «Dem Digitalnarrativ zu Grunde liegt ein fundamentales Unverständnis des Lehr-Lern-Prozesses und der Lehrer-Schüler-Beziehung. Dieses Unverständnis wiederum geht einher mit der Digitalisierung inhärenten Reduktion eines äußerst komplexen Gefüges auf binäre Bausteinechen.» Oder in zusammenfassender Kurzform: «Dialogisches vor Digitalem!» (Carl Bossard).

Es ist eine erfreuliche Nebenwirkung der unerfreulichen Pandemie, dass durch den Fernunterricht auch andere Bildungsexponenten zu dieser Erkenntnis gelangt sind. Sogar die «Universität braucht Präsenz», stellt HSG-Rektor Bernhard Ehrenzeller fest. Zwar können gute Lerner einen grossen Teil des Uni-Studiums ohne weiteres im Home-Office bewältigen, aber der direkte Wissenserwerb und das Wälzen von Fragen und Meinungen in der Beziehung zu den Dozenten sowie der persönliche Kontakt und Austausch mit den Mitstudenten sind «entscheidend für den Lernerfolg», so der HSG-Rektor, was die Autorin dieses Vorworts aus eigener Erfahrung bestätigen kann.

Ein grosses Danke an unsere Lehrerinnen und Lehrer!

Denn sie haben in der höchst anspruchsvollen Phase des Fernunterrichts enormen Einsatz geleistet. Das tun sie auch in normalen Zeiten, aber für die Bewältigung der vielen völlig neuartigen Zusatzprobleme gebührt ihnen der besondere Dank von uns allen. Was an Lernfortschritten im Fernunterricht erreicht werden konnte, ist – neben der Mithilfe vieler Eltern – vor allem dem Engagement und der Kreativität der Lehrer zu verdanken, womit sie den Beziehungsfaden zu jedem einzelnen Schüler aufrechterhalten haben, mit Video-Lektionen, persönlichem Feed-back per E-Mail und am Telefon, mit Briefchen oder sogar mit einer Velo-Runde zu den Wohnungstüren der Kinder und ihrer Familien vor den Frühlingsferien.



Leider wird nun die Rückkehr der Kinder und Jugendlichen in die Schule nicht die Wiederaufnahme des gewohnten Unterrichts bedeuten. Die Pandemie-bedingte vorsichtige Öffnung der Schule wird der Lehrerschaft – und den Eltern – weiterhin viele Steine in den Weg legen.

Nach vorne schauen und das Wesentliche ins Zentrum stellen

Es ist sehr verständlich, dass sich die Lehrer in den einen Kantonen darüber ärgern, dass sie nun mit Halbklassen kutschieren sollen, und in den anderen, dass sie mit Ganzklassen und den entsprechend strengeren Abstands- und Hygienemassnahmen zurechtkommen müssen. Aber, und das ist meine persönliche Meinung, der Ruf nach einheitlichen Vorschriften ist nicht zielführend. Soll denn das BAG oder gar die EDK – gegen deren autokratisches Hinweggehen über die Bildungshoheit der Kantone wir uns jahrelang zur Wehr gesetzt haben – bestimmen, wie die Schulen unter den erschwerten Bedingungen zu führen sind?

Wäre es jetzt nicht sinnvoller, nach vorne zu schauen und unsere Anstrengungen, soweit es eben geht, auf das Wesentliche auszurichten? Wie kann die Lehrerin die persönliche Beziehung zu ihren Schülern – in den zwei halben oder in der ganzen Klasse – wieder so festigen, dass in sieben oder acht Wochen bis zu den Sommerferien eine ganze Menge gelernt werden kann?

Wie wird man hochschulreif?

Ein letztes Wort zur merkwürdigen Idee einiger kantonaler Behörden, die Maturaprüfungen zu streichen, mit dem Argument, es hätten nicht alle Schüler zu Hause gleich gute Lernbedingungen gehabt. Wenn jemand fähig sein muss, sich einige Wochen lang selbständig auf Prüfungen vorzubereiten, sind das Maturanden. Dazu gehört auch, dass sie sich eigenständig Hilfe holen können, bei Lehrern, Mitschülern, bei wem auch immer. Denn das Maturazeugnis bestätigt die Hochschulreife der künftigen Studenten (maturus = reif), also die Fähigkeit, die Verantwortung für das eigene Lernen zu übernehmen. Von Primarschülern darf man kein SOL einfordern, von Uni-Studenten aber sehr wohl. Dass nun einige Maturanden in anderen Kantonen auch keine Prüfungen wollen, ja sogar verlangen, dass sie selbst bestimmen dürfen, ob sie Prüfungen wollen oder nicht, zeigt, was für einen Bärenienst die zuständigen Berner und Zürcher Behörden unserer Gymi-Jugend erwiesen haben. Zum Glück gibt's den Bildungs-Föderalismus!

Dialogisches vor Digitalem!

Journal21 4.5.2020, Carl Bossard

Digitales Lernen erweist sich in der Corona-Quarantäne als wichtiges Werkzeug. Manche wollen es nun ins Zentrum des Schulalltags rücken. Gefordert wird Lernen 4.0. Was dabei nicht vergessen gehen darf.

Wer in diesen Tagen mit jungen Menschen digital unterwegs ist, wer Fernunterricht praktiziert und mit Lernenden in virtuellen Räumen kommuniziert, der staunt über die technischen Zaubereien. Die digitale Vielfalt fasziniert. Beim Zoom-Meeting Arbeitsaufträge erteilen, die Teilnehmer in Gruppen schicken, mit ihnen chatten, ihnen Bilder zeigen und die Folien erklären und darüber diskutieren – das alles kann man, und vieles mehr. Verführerisch leicht kommt es daher. Doch wirkt das alles auch? Und was bewirkt der Unterricht aus dem Homeoffice? Das beschäftigte den Autor dieser Zeilen nach jeder Digitalsequenz.



Wie steht es um digitale Lerneffekte?

„What works best in school?“ Diese Frage steht für den renommierten empirischen Bildungsforscher John Hattie im Zentrum des wissenschaftlichen Interesses. Er stellte sie auch für das virtuelle Klassenzimmer. Bringt die Digitalisierung des Unterrichts einen pädagogischen Mehrwert? Und wie wirkt sich das E-Learning auf die Lerneffekte aus?

Die Frage ist bedeutsam, weil der Ruf nach der digitalen Schule laut und apodiktisch erschallt, ganz so als könnten alte (Lern-)Probleme mit neuen Medien neu oder überhaupt erst gelöst werden. So mindestens lauten die Versprechen der IT-Industrie, die mit enormen Investitionen in die Bildung drängt und sich auf einen milliardenschweren Zukunftsmarkt vorbereitet. Der Kampf ist längst lanciert.

Empirischen Daten dämpfen die IT-Euphorie

Die Technik revolutioniere das Lernen, heisst es fast mantramässig. Von den konkreten Lerneffekten des digitalen Unterrichts aber hört man wenig. Man muss in nüchterne wissenschaftliche Studien eintauchen; hier zeigt sich ihr wirklicher Wert. Doch die empirischen Daten dämpfen die Euphorie. Das „Webbasierte Lernen“ beispielsweise, die individuelle Arbeit mit dem Internet und dem propagierten selbstwirksamen Lernen, erhält bei John Hattie eine sehr geringe Effektstärke.¹

Das Gleiche gilt für das Online-Lernen, für die Laptop-Einzelnutzung oder für den Einsatz von Powerpoint. Ihre Wirkwerte sind minim; sie tendieren gegen null. Dem digitalisierten Fernunterricht geht es nicht besser. Auch die sogenannte „Programmierte Instruktion“ hält nicht, was sie verspricht. Den angepriesenen Potenzialen hinkt sie weit hinterher. Bessere Resultate erzielen die Computerunterstützung im Unterricht und interaktive Lernvideos.

Ernüchternde Befunde der technikaffinen OECD

Diese Befunde decken sich mit der Aussage von Andreas Schleicher, dem OECD-Bildungsdirektor. Er stellte schon vor länger Zeit ernüchert fest: „Wo Computer in Klassenzimmern genutzt werden, sind ihre Auswirkungen auf die Leistung von Schülern bestenfalls gemischt.“ Die OECD als fleissiger Bildungsmodernisierer musste einräumen, dass Schulen mit wachsenden Investitionen in ihre digitale Infrastruktur eher schlechter wurden.² Die Realität bleibt hinter den Versprechen der Technologie zurück. So kam die amerikanische Westpoint Academy zum Ergebnis, dass Studenten ohne Laptop und Tablet um zwanzig Prozent bessere Leistungen erzielen.³

Es ist wohl kein Zufall, dass der ehemalige Apple-CEO Steve Jobs und der Microsoft-Gründer Bill Gates ihre Kinder in digitalfreie Waldorf-Schulen schickten. Sie sind auffallend ‚low-tech‘ ausgerüstet und arbeiten noch mit Kreidetafel und Bleistift.

Vorzüge von Computern und Tablets im Unterricht (noch) nicht belegt

Warum erzielt die Digitalisierung keinen grösseren Effektwert auf die schulischen Leistungen der Lernenden? Das Aufrüsten der Schulen mit Computern, Tablets und Smartphones allein revolutioniert Lernen nicht.⁴ Programme, die in die Schulklassen kommen, sind häufig überfrachtet – akustisch wie optisch. Das Blinken hier und Ploppen

¹ Vgl. Zierer Klaus (2018), Lernen 4.0. Pädagogik vor Technik. Möglichkeiten und Grenzen einer Digitalisierung im Bildungsbereich. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren, S. 49.

² In: OECD (2015), Students, Computers and Learning: Making the Connection, PISA. Paris: OECD Publishing, S. 3f.

³ Thomas Thiel, Lernen im Chatroom, in: FAZ, 13.10.2018.

⁴ John Hattie & Klaus Zierer (2017), Kenne deinen Einfluss! „Visible Learning“ für die Unterrichtspraxis. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren, S. 65.



dort führt zu einem „cognitive overload“ und damit zu einer Überlastung des Arbeitsgedächtnisses. Nicht selten bleibt die Digitalisierung auf einer Ersatzebene für bisherige Medien stecken: Der PC als Lexikonersatz, das Tablet als Arbeitsblattersatz, das Smartboard als Tafelersatz. Die neuen Medien bleiben Informationsträger.

Kognitive Prozesse anregen und damit nachhaltige und positive Effekte auf das Lernen ausüben – das bleibt das Ziel. Das ist anspruchsvoll. Auch beim Programmieren von Programmen. Entscheidend ist und bleibt neben dem systematischen Wissens- und Könnensaufbau das konstruktive persönliche Feedback. Darum brauchen die meisten Lernenden auch beim raffiniertesten Digitalprogramm und bei der modernsten Technik ein analoges Du – ein inspirierendes und korrigierendes und damit vital präsent Gegenüber.

Lernen bleibt Arbeit und ist anstrengend

Und dieses spürbare Vis-à-Vis muss den Schülerinnen und Schülern eines klar machen: Denk- und Lernprozesse sind für den Einzelnen selten etwas Leichtes. Das suggerieren nur gewisse Technikkonzerne und zeittrendige Bildungsexperten. Lernen ist immer anstrengend. Wer lernt, muss an seine Grenzen gehen und sie überwinden. Das gehört zu den menschlichen Konstanten. Seit Generationen!

Aus der Lernforschung wissen wir: Jugendliche und junge Menschen brauchen fürs Lernen klare Ziele. Sie benötigen strukturierte Lernumgebungen, Phasen des bewussten und gezielten Übens. Sie sind zudem auf ein regelmässiges und sprachlich differenziertes Feedback angewiesen sowie auf eine intensive und positive Lehrer-Schüler-Beziehung. Das alles erzielt hohe Effektwerte, aber es tönt banal. Darum geht es in der digitalen Welt vielfach vergessen.

Der Ort schulischer Bildung ist die Interaktion zwischen Menschen

E-Learning ergänzt den Unterricht; doch E-Learning revolutioniert das Lernen nicht, wie viele IT-Protagonisten behaupten. Die empirischen Daten sprechen eine andere Sprache. Vermutlich waren gute und pädagogisch engagierte Lehrpersonen darum nicht perfekt auf den ruckartig erfolgten Wechsel vom analogen Unterricht ins virtuelle Klassenzimmer vorbereitet. Als Praktiker stehen sie den hehren Heilsversprechen der Digitalkonzerne und der Bertelsmann-Stiftung schon länger skeptisch gegenüber.

Dazu wissen sie anerkannte Bildungsforscher wie John Hattie, Andreas Helmke⁵ oder Klaus Zierer auf ihrer Seite: Nach ihnen gehen Lerneffekte von Lehrpersonen und ihrem Unterricht aus. Der Ort schulischer Bildung ist eben nie die Struktur allein, nie die Methode allein und auch nie das (digitale) Medium allein. Der Ort schulischer Bildung ist die Interaktion zwischen Menschen. Dieses „Dazwischen“ macht das Konstitutive des Unterrichts aus. Und dieses Dazwischen droht im Moment vergessen zu gehen: Es fehlt die zwischenmenschliche Energie, es fehlt das Augenzwinkernde und Spontane, es fehlt das Pulsierende des Klassenraums. Es ist das Dialogisch-Sokratische. Genau das vermisst der Autor im einsamen Homeoffice.

⁵ Andreas Helmke (2015). Unterrichtsqualität und Lehrerprofessionalität. Diagnose, Evaluation und Verbesserung des Unterrichts. Seelze-Velber: Klett Kallmeyer.



Im Präsenzunterricht zeigt sich die Schulqualität

4.5.2020, Hanspeter Amstutz

Vor einer Weichenstellung bei den schulischen Investitionen

Matthias Burchardts Abrechnung mit der um sich greifenden Heilserwartung an eine rasche Digitalisierung der Schule kommt mir vor wie ein reinigendes Gewitter, das wieder klare Sicht in die Weite schafft. Er vergleicht unreflektierte Digitalisierungsforderungen mit einem Boulevardtheater, bei dem viel Geld für Requisiten, nicht aber für bessere Schauspielkunst eingesetzt werden soll. Zu Recht ärgert sich Burchardt über Medien, die das Theaterstück aufgrund der schönen Kleider rühmen, jedoch kaum nach der Qualität der Aufführung fragen.

Meine Bedenken gehen in eine ähnliche Richtung. Der Staatshaushalt wird zurzeit mit dringenden Aufgaben zur Rettung ganzer Wirtschaftszweige arg strapaziert. Das wird auch die Bildung zu spüren bekommen, wenn die nächsten Investitionen anstehen. Werden wir dann die finanziellen Mittel primär für teure Digitalisierungsprojekte einsetzen oder wären nicht gezielte Anstrengungen zur Verbesserung des Präsenzunterrichts lohnenswerter? Die Hattie-Studie und die aktuellen Erfahrungen mit dem Fernunterricht geben dem gemeinsamen Klassenunterricht eine klar bessere Note. Guter Präsenzunterricht ist effizienter und schafft soziale Geborgenheit. Lebendiger Unterricht in seiner ganzen Vielfalt ist und bleibt das Herzstück unserer Volksschule.

Radikale oder unterstützende Digitalisierung?

Viele Politiker haben sich mit ihren Aussagen zugunsten einer raschen Digitalisierung schon so weit aus dem Fenster gelehnt, dass sie unangenehmen Fragen zur Lerneffizienz aus dem Weg gehen. Nicht nur Populisten, auch manche Zauberlehrlinge der digitalen Bildungsindustrie fordern die Lehrpersonen mit ihren grossen Ankündigungen ganz schön heraus. Wenn jetzt der alte Meister nicht selber eingreift und deutliche Worte spricht, kann das Bildungsschiff durchaus aus dem Ruder laufen. Geradezu absurd aber wäre es, wenn als Folge der Digitalisierungseuphorie die Schulen künftig primär nach der Menge der eingesetzten Lernprogramme bewertet würden. Doch diese Dummheit ist leider nicht ganz auszuschliessen.

Gegen eine Grundausstattung der Schulen mit moderner Präsentationstechnik und dem Einsatz altersgemässer Lernsoftware ist hingegen nichts einzuwenden. Diese Hilfsmittel können zur Vertiefung grundsätzlich verstandener Kompetenzen einiges beitragen und mit qualitativ überzeugendem Bild- und Tonmaterial den Präsenzunterricht bereichern.

Ein stures Nein hiesse, dass man gewisse Chancen moderner digitaler Möglichkeiten verkennt und didaktische Pioniere vor den Kopf stossen würde. Softwarespezialisten und digital versierte Lehrpersonen bleiben gefragt. Sie können das Gros der Lehrerschaft spürbar entlasten, indem sie unter anderem digitales Unterrichtsmaterial einer dringend nötigen Qualitätsprüfung unterziehen und entsprechende Empfehlungen abgeben.

Methodischer Gestaltungsspielraum ist gefährdet

Eine forcierte Umstellung der Schule auf deutlich mehr digitalen Unterricht wäre aufgrund der vorliegenden Forschungsergebnisse unverantwortlich. Reformen müssen von der Lehrerschaft mit Überzeugung mitgetragen werden und einen pädagogischen Mehrwert bringen, wenn sie gelingen sollen. Ganz heikel sind Eingriffe in die Methodenfreiheit, die bei einer umfassenden Digitalisierung ziemlich einschneidend wären. Der Gestaltungsspielraum für die Lehrpersonen würde unattraktiv klein. Vom Lehrerberuf im Sinne eines Kapitäns, der für sein Schulschiff verantwortlich ist, bliebe nicht mehr viel übrig.



Lohnenswerte Investitionen in guten Präsenzunterricht

Oberstes Ziel bleibt eine gute Schulqualität. Wer eine kindgerechte und starke Schule will, muss alles daran setzen, dass die Lehrerinnen und Lehrer der Vorbereitung eines lebendigen Präsenzunterrichts erste Priorität einräumen können. Nicht das schulische Rundherum ist die Hauptsache, sondern ein attraktiver Unterricht, der inhaltlich überzeugt. Dabei kommen der Fachdidaktik und der schulinternen Weiterbildung grosse Bedeutung zu. Konkret könnte dies heissen, dass im Bereich Natur und Technik Lehrerteams Zeit erhalten, technische und naturkundliche Versuchsreihen gemeinsam bereitzustellen und Lektionen auszuarbeiten. Solche Vorbereitungsarbeiten wirken sich direkt auf die Qualität der Lektionen aus und schaffen im Gegensatz zu verordneten Weiterbildungsveranstaltungen eine echte Aufbruchsstimmung.

Erfreuliche Resultate stellen sich ebenso ein, wenn sich Lehrpersonen auf mindestens eine Lektion pro Schulmorgen gründlich vorbereiten. Ist es nicht ein ermutigendes Gefühl, wenn Kinder in der Erwartung zur Schule gehen, dass ihnen ihre Lehrerin neben dem soliden Unterricht jeden Morgen etwas Besonderes bietet? Solche Topstunden strahlen auf den ganzen Unterricht aus und lassen das sonst eher routinierte Lernen besser in Kauf nehmen. Viele Jugendliche bestätigen später, dass manche spannende Geschichts- oder Geografiestunde genau diese anregende Wirkung gehabt und sich in ihrer Erinnerung eingepägt

Was für eine Schule wollen wir?

Digitalisiertes Lernen verspricht mehr selbständiges Lernen. Aber es ist weit entfernt von einem Lernverhalten, welches erst im gemeinsamen Entdecken grosser Zusammenhänge entwickelt wird. Das gilt ganz besonders für die kulturbildenden Fächer. Die kommenden Jahre werden zeigen, wie hoch der Stellenwert eines kulturschaffenden Bildungsprogramms gegenüber einem einseitig auf Nützlichkeit ausgerichteten Konzept gehandelt wird. Digitales Lernen stösst bei tieferen Bildungsprozessen an Grenzen und kann gute Lehrerinnen und Lehrer in keiner Weise ersetzen. Ob Lehrpersonen primär als Coaches bei Computerprogrammen mitwirken oder gestaltend als aktive Personen eine Klassengemeinschaft lenken, ist von zentraler Bedeutung. Die Diskussion darüber muss in aller Offenheit geführt werden, denn es geht um sehr viel.

Die Universität braucht Präsenz

St. Galler Tagblatt 5.5.2020

HSG-Rektor Bernhard Ehrenzeller über den Fernunterricht und die Rückkehr auf den Campus

Die jetzigen Herausforderungen regen viele von uns an, in der Geschichte nach Orientierung zu suchen. Gerade aus dem Schicksalsjahr 1918 lassen sich Lehren ziehen, einerseits, um sich der Dimensionen einer Pandemie wie der Spanischen Grippe bewusst zu werden, andererseits, um damalige Fehler zu vermeiden. Wer in der Chronik der Universität St. Gallen nach solchen Erkenntnissen sucht, den wird die Nüchternheit des damaligen Verfassers erstaunen: «Ende Oktober bis Ende November 1918 musste der Unterricht wegen einer Grippeepidemie eingestellt werden; dafür wurde im März das Sommersemester 1919 um drei Wochen verlängert.» Das war's. Für uns sind die Einschnitte tiefgreifender.

Zum jetzigen Zeitpunkt würden auf dem HSG-Campus normalerweise die charakteristischen Zelte des St. Gallen Symposium aufgestellt und die Vorbereitungen für



unseren Dies academicus würden auf Hochtouren laufen, damit wir die Gründung der Hochschule feiern könnten.

Dieses Jahr muss es bei einer Einladung zu einer virtuellen Feier bleiben, wie sich überhaupt fast das ganze Universitätsleben online abspielen muss: Seit der Bundesrat die ausserordentliche Lage erklärt hat, bleiben unsere Vorlesungssäle leer, Seminare und Sitzungen finden per Videokonferenz statt. Die jetzige Situation bringt viele Einschränkungen mit sich und hat Forschungsvorhaben gebremst – öffnet aber auch neue Perspektiven.

Universitäten stehen im Ruf, der Welt entrückt zu sein. Die anhaltende Krise zeigt indes, wie stark die Universität mit der Welt verwoben ist. Als Universität sind wir nicht nur an wissenschaftlicher Anerkennung interessiert, sondern auch der Gesellschaft verpflichtet. So zeigen unsere Webinare, an denen bereits über 2000 Personen teilgenommen haben, wie das Wissen und die Erkenntnisse unserer Forschenden gerade jetzt hilfreich sind. Das Forschungszentrum für Handelsmanagement hat in Rekordzeit eine Plattform mit Unterstützungsangeboten und Inspiration für den Detailhandel aufgebaut. Prorektorin Monika Bütler leitet die Gruppe von Ökonomen, die den Bundesrat unterstützen. Täglich stehen unsere Expertinnen und Experten den Medien Rede und Antwort, um beispielsweise die wirtschaftlichen Folgen der Krise abzuschätzen oder auf rechtliche Fragen zur Ferienstornierung zu antworten.

Dies sind nur eine Handvoll Beispiele, die zeigen: Die Krise intensiviert den Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft oder besser gesagt in der Gesellschaft. Denn die Vorstellung von der Universität als Elfenbeinturm hat noch nie der HSG entsprochen – wir sind genauso Teil des grösseren Ganzen wie jede andere Institution auch. Jetzt erst recht.

Die Intensivierung dieses Dialogs mit der Öffentlichkeit, die verstärkte Flexibilisierung der Arbeit und der Lehre durch digitale Mittel – dies sind Aspekte der «neuen Normalität», die wir uns auch für die Zeit nach der Pandemie bewahren und vorantreiben wollen. Das virtuelle Miteinander führt uns eindrücklich vor Augen, wie viel wir schon jetzt online leisten können in Forschung, Lehre und Wissenstransfer in die Praxis. Wir sind ins digitale Zeitalter katapultiert worden.

Doch gleichzeitig ist deutlich sichtbar und spürbar geworden, was auch der perfekt organisierte virtuelle Austausch nicht zu leisten vermag und was uns fehlt: Das studentische Leben, der persönliche Kontakt und das Gefühl erlebbarer Schicksalsgemeinschaft sind entscheidend für den Lernerfolg. Auch die Forschung lebt von der gegenseitigen inspirierenden Anregung und von der Diskussionskultur.

Es ist der Universität bisher gut gelungen, sich dem Coronakrisenmodus anzupassen. Doch die Lehre, die wir daraus ziehen, geht nicht in Richtung Fernuniversität. Viel klarer wird vielmehr, dass wir möglichst bald «zurück auf den Campus», also auch in Zukunft eine Präsenzuniversität sein und bleiben wollen.



Hurra, es ist wieder Schule! So war der Fernunterricht - und das sagen Schüler

Schweiz am Wochenende, 9.5.2020, von Kari Kälin - CH Media

Nach acht Wochen Zwangspause kommt ab Montag wieder Leben in die Klassenzimmer. Wie haben Schüler, Lehrer und Eltern den Ausnahmezustand bewältigt? Wir präsentieren eine thesenartige Bilanz. Und lassen 6 Schüler erzählen (am Ende des Artikels).

These 1: Hurra, hurra, die Schulen öffnen

Es ist die Zeit für Geständnisse. Von Primarschülern zum Beispiel. Sie rufen der Lehrperson vom Balkon zu: «Ich hätte es ja nie gedacht, aber ich gebe zu, ich freue mich, wieder in die Schule zu dürfen.» Natürlich sehnen sich die Kinder aller Stufen nach ihren Gspänli, nach der analogen Kommunikation von Mensch zu Mensch. Luna Lanz, Klassensprecherin der Oberstufenschule Orpund bei Biel, bringt es in einem Blogbeitrag auf der Internetseite www.condorcet.ch so auf den Punkt: «Endlich wieder an meinem Pult zu sitzen, wieder Sport in der Schule zu haben, endlich die Chemieexperimente durchzuführen und die wechselnden Launen meines Klassenlehrers zu ertragen. Ja, das alles vermisste ich in der Coronaphase sehr.»

These 2: Der Homeschooling-Boom bleibt aus

Luna Lanz sieht im Homeschooling keine Zukunft. Tatsächlich hat die Coronakrise keinen Boom beim elterlichen Privatunterricht ausgelöst, wie Willi Villiger, Präsident des Vereins Bildung zu Hause sagt. Er verzeichne bloss eine minimale Zunahme an Vereinsbeitritten. Gründe für das Interesse sind etwa: Daheim werden die Kinder nicht gemobbt; sie lernen besser zu Hause; die Eltern liebäugelten schon vorher mit Homeschooling und realisieren jetzt, dass es klappt. Die Nachfrage nach Tipps hingegen war gross. So wurde der Blog einer erfahrenen Homeschool-Mutter tausendfach geklickt. Derzeit werden in der Schweiz rund 2500 Kinder dauerhaft in den eigenen vier Wänden beschult.

These 3: Eltern staunen, was die Schulen leisten

Mit dem Lockdown ist der Unterricht vom Schulhaus ins Wohnzimmer gewandert. Womit die Eltern realisieren, welche Schwierigkeiten es beim Lernprozess zu meistern gilt. Oder wie schnell die Kinder abgelenkt sind. Dass sie immer wieder aufs Neue motiviert werden müssen. Dass nicht der Lehrer schuld ist an den Lernschwierigkeiten. Dass Unterrichten anspruchsvoll ist, weil die Lehrer die ganze Klasse, aber auch den individuellen Lernfortschritt im Blick haben müssen. Dass es pädagogisch-didaktisches Geschick braucht, gut rhythmisierten, wohl portionierten Unterricht mit Übungs- und Korrekturphasen. Viele Eltern sind über Nacht zu Hilfslehrern mutiert. Sie sehnen sich die Wiedereröffnung der Schule herbei. Es ist schliesslich nicht jedermanns Sache, zwischen Homeoffice und Haushalt auch noch als Bastelhilfskraft zu wirken. Klar ist: Je älter die Schüler, desto einfacher klappt es mit dem Fernunterricht. Für Gymnasiasten ist selbstorganisiertes Lernen auch in pandemiefreien Zeiten eine unerlässliche Kompetenz.

These 4: Digitalisierung steckt noch in den Kinderschuhen

Seien wir ehrlich. Wir waren generell suboptimal auf die Pandemie vorbereitet. Und all die damit verbundenen Herausforderungen. Siehe Maskenmangel. Können wir es den Schulen und Lehrern verübeln, dass sie am Tag 1 nach dem Lockdown nicht flächendeckend startklar waren für Fernunterricht? Dass alle nach eigenem Gutdünken herumwurstelten angesichts einer fehlenden Strategie? Nicht wirklich. Fest steht: Die Anwendungskompetenz ist gestiegen. Beat Döbeli, Leiter des Instituts für Medien und Schule der Pädagogischen Hochschule Schwyz, formuliert es so: «Viele Lehrerinnen und Lehrer



wuchsen in dieser Zeit digital über sich hinaus und schafften, was sie sich vor kurzem nicht zugetraut hätten: eine Videokonferenz mit der ganzen Klasse führen, Arbeitsaufträge für eine ganze Woche auf einer Webseite zur Verfügung zu stellen oder Arbeiten von Schülerinnen und Schülern in Empfang nehmen und individuelle digitale Rückmeldungen geben.» Die von Döbeli mitinitiierte Seite www.lernentrotzcorona.ch wurde seit der Schulschliessung fast eine halbe Million Mal angeklickt. Die Plattform bietet so etwas wie eine digital-didaktische Rundumversorgung: praktische Anwendungstipps, aber auch konkretes Unterrichtsmaterial.

These 5: Digitaler Unterricht ist kein Ersatz fürs Klassenzimmer

Schafft sich die traditionelle Schule gerade ab? Sind die Lehrer überflüssig geworden, wenn die Kinder Lösungen in den Computer eintippen und dieser die Korrekturen ausspuckt? Manche Politiker versprechen sich einen digitalen Schub für die Post-Lockdown-Zeit. Das wird teilweise gelingen, weil sowohl Lehrer und Schüler den Umgang mit Computern besser beherrschen. Bloss: Der analoge Unterricht bleibt unersetzbar. Matchentscheidend für den Lernerfolg, das belegt etwa die berühmte Studie des Bildungsforschers John Hattie von der Universität Melbourne, ist nicht die technische Ausrüstung einer Schule, sondern die Lehrer-Schüler-Beziehung. Die Interaktion zwischen den Menschen ist zentral. Die aufbauenden Rückmeldungen an Schüler, die dialogische Begleitung im Lernprozess vermag eine anonyme Maschine nicht zu leisten. Zu dieser Erkenntnis gelangten übrigens ausgerechnet digitale Pioniere. So erzogen Microsoft-Gründer Bill Gates und Apple-Gründer Steve Jobs ihre Kinder weitgehend technikfrei. Diese besuchten digitalfreie Waldorf-Schulen. Döbeli von der PH Schwyz rät derweil, die grundlegenden Fragen des Lernens in einer digitalen Welt mit Ruhe und Gelassenheit zu klären.

[Mehr...](#)

Jede Klasse hat eine eigene Toilette

NZZ am Sonntag, 26.4.2020, Niels Anner, Kopenhagen

Das Kindergeschrei auf Dänemarks Schulplätzen ist wieder zurück. Doch von Normalität ist man weit entfernt. Die Schüler können sich nur in Kleinstgruppen näher kommen. Von Niels Anner, Kopenhagen

Von allen Seiten strömen die Schülerinnen und Schüler heran, bevor sie am Eingang zum Schulhof zwischen Stahlabschrankungen aufgeteilt werden. A, B, C, D, jede Klasse muss separat in eine Reihe stehen, wie am Skilift oder beim Einlass zu einem Musikfestival. Henning Skov, der Vizedirektor der Langelinie-Schule steht mittendrin in einer gelben Leuchtweste und streckt die Arme aus – zwei Meter Abstand sollten die Kinder halten. Das wäre die Theorie, die in der vergnügten Stimmung manchmal etwas in Vergessenheit gerät.

Dänemark hat als erstes Land Europas nach dem Lockdown die Primarschulen und Kindergärten wieder geöffnet. Doch es ist mitnichten eine Rückkehr zur Normalität. Fünf Tage hatten die Schulleitungen Zeit, um ein dickes Regelwerk mit Hygiene- und Abstandsvorschriften der Gesundheitsbehörden umzusetzen, neue Stundenpläne zu schreiben, mehr Platz zu schaffen. Wie viele andere habe die Langelinie-Schule in Kopenhagen nach Ostern mit etwas Verzögerung geöffnet, erklärt Skov. Aber jetzt habe sich das Corona-Konzept eingespielt.



Abstand und keine Durchmischung

Alle zehn Minuten reiht sich am Morgen ein Jahrgang in die Abschränkungen ein. Dann werden die Klassen von den Lehrkräften abgeholt, in Halbklassen aufgetrennt und im fünfstöckigen Schulhaus sowie auf dem Pausenplatz verteilt. Abstand und keine Durchmischung sind die Kernelemente der Strategie, um Ansteckungen möglichst zu verhindern. Mundschutz ist kein Thema.

Eine Halbklassse ist eine Einheit, darf sich nicht mit anderen mischen, auch nicht in den Pausen, auch nicht am Nachmittag im Hort. Die Lehrer sollen ebenfalls mit möglichst wenigen Klassen Kontakt haben. Deshalb braucht die Schule jetzt deutlich mehr Personal, sie engagiert Aushilfslehrer, auch Studierende. Dennoch gibt es praktisch nur Unterricht in den Hauptfächern Dänisch, Mathematik und Englisch. Zusätzlich wird gebastelt, als Ausgleich, sagt der Lehrer Thomas Roy Larsen: «Notunterricht muss man das wohl nennen.» Ein Vater spricht vor dem Schulhaus von einem «verlorenen halben Jahr», zumindest was den Stoff angehe. Doch das sei für die jüngeren Schüler sicher aufzuholen.

Der Platzbedarf der Schule hat sich verdoppelt, da nun jede Klasse zwei Zimmer benötigt. Die Pulte müssen zwei Meter auseinanderstehen. Die Langelinie-Schule nutzt deshalb die Räume der Oberstufenklassen, die nach wie vor zu Hause sind und Fernunterricht erhalten. Doch die Folgen sind nicht absehbar: Wie sollen die älteren Schüler unter diesen Umständen zurückkehren? Wo sollen sie unterrichtet werden? Und wann? Schuldirektor Kristian Borg zuckt auf diese Fragen mit den Schultern. Die Regierung hat sich dazu noch nicht geäußert.

Um mehr Platz zu haben, wird laut Borg «jeder Quadratmeter» für den Unterricht genutzt, auch im Hort, wo sonst gegessen und gespielt wird. Zudem finden viele Stunden draussen statt; das Wetter spielt da derzeit zum Glück mit. Die Langelinie-Schule mit ihren tausend Schülern besteht aus zwei Einheiten. Der moderne Teil verfügt über mehrere schöne Spielplätze und sogar einen Naturbereich mit Ställen für Hühner, Kaninchen und Alpakas. «Dieser Umschwung ist ein enormer Vorteil», sagt eine Lehrerin. Sie hat gerade mit ihrer Halbklassse draussen geometrische Grundkenntnisse geübt: Lassen sich Mauersteine oder Fussballtore an einer Achse spiegeln? 400 Meter weiter, im alten Schulgebäude mit Baujahr 1910, ist die Situation weniger komfortabel. Der nicht sonderlich grosse Pausenplatz ist jetzt durch Abschränkungen noch unterteilt, damit die Halbklassen auf drei Zonen verteilt werden können. Auch drinnen im rotbraunen Backsteinbau ist es eher eng. «Die Schulzimmer sind hier viel kleiner», sagt der 9-jährige Sebastian, dessen Klasse wegen des Corona-Konzepts ins alte Gebäude umziehen musste.

Die meisten Schüler erzählen, sie hätten sich auf die Wiedereröffnung, das Wiedersehen mit den Kameraden gefreut. Nur wenige, vornehmlich Buben, fanden die Zeit zu Hause mit den vielen Stunden am iPad «viel besser». Wenig Freude machen allerdings die neuen Abstandsregeln und die starre Aufteilung in Halbklassen. Er könne nicht mehr frei wählen, mit wem er spielen wolle, sagt Sebastian. Die Zweitklässlerin Augusta ist gerne zurückgekommen, sie beschreibt jedoch die ersten Tage als merkwürdig, «weil wir nur über Corona, die Regeln und das Händewaschen gesprochen haben».

Intensives Händewaschen ist obligatorisch, mindestens alle zwei Stunden, sicher bevor die Kinder ins Schulgebäude gehen und wenn sie es verlassen, vor und nach dem Essen sowie vor und nach dem Gang auf die Toilette. Neu muss zudem regelmässig Handcrème aufgetragen werden, nachdem zahlreiche Kinderhände durch das ständige Waschen trocken und rissig geworden waren. Die Schule hat drinnen und draussen eine Vielzahl neuer Waschstationen aufgestellt, jede Klasse hat ihr eigenes Lavabo sowie eine eigene Toilette zugeteilt bekommen. Das Reinigungspersonal sei um 50 Prozent aufgestockt worden, die Stadt habe alle notwendigen Sonderbudgets genehmigt, sagt Schulleiter Borg. Oberflächen, Türklinken, aber auch Spielsachen werden zweimal täglich gereinigt – was



nicht spurlos am Innenklima vorbeigeht. Im Treppenhaus des Schulhauses wöhnt man sich in einem Chemielabor. Der beissende Geruch von Desinfektions- und Reinigungsmittel treibt einen auf den Pausenhof.

Dort, in Zone 2, stecken einige Schülerinnen den Kopf eng zusammen, tuscheln – das dürfen sie. Die Halbklassen sind nämlich nochmals aufgeteilt, in fixe Fünfergruppen. In diesen dürfen die Kinder die Abstandsregeln vernachlässigen. Sie dürfen auch eine Kiste mit Bastelsachen oder Bibliotheksbüchern teilen. Gebildet wurden die Fünfer-Teams von den Lehrern, die, so gut es ging, beste Freunde vereinten. Zwischen den Gruppen soll es jedoch keine Durchmischung geben. «Wir schimpfen aber niemanden aus, wir erinnern die Kinder einfach an die Regeln», sagt Vizeschuldirektor Skov.

Für einige scheint es dennoch nicht ganz klar zu sein: Dürfen sich denn Mitglieder einer Fünfergruppe zum Beispiel umarmen? Nein, sagen drei Mädchen, sie müssten einen Armlänge Abstand halten. Ja, sagt Skov, solche Nähe sei wichtig und erlaubt. «Auch dürfen Lehrer selbstverständlich ein Kind trösten.» Die Frage aufgeworfen hat Peter Bjerg, ein Mitglied des Elternrates. Die Schule müsse ja die Regeln strikte befolgen, sagt er, doch seien diese nicht im Detail klar. «Wir müssen sicherstellen, dass die Kinder in der Fünfergruppe ihre gewohnte Nähe zulassen. Sonst wird womöglich ihr Wohlbefinden beeinträchtigt.»

Ruhigerer Unterricht

Andere Eltern fürchten sich dagegen vor Ansteckungen. Im Durchschnitt blieben im Moment drei bis vier Kinder pro Klasse dem Unterricht fern, sagt Schulleiter Borg. Dies wird toleriert, die Lehrer schicken den Schülern Aufgaben nach Hause, fürs Unterrichten sind aber die Eltern verantwortlich. Aus Sicht der dänischen Gesundheitsbehörden gilt: Ansteckungen können in der Schule nicht vollständig verhindert werden, auch wenn Kinder nicht zu den Treibern der Epidemie gezählt werden. Das Virus soll sich aber nicht schnell ausbreiten können, daher die Abstandsregeln. Zu Hause bleiben soll nur, wer Symptome aufweist. Weder für eine Halbklasse noch für eine Fünfergruppe wird Quarantäne verordnet, wenn ein Kind an Covid-19 erkrankt.

Kristian Borg ist zufrieden mit der Wiedereröffnung der Langelinie-Schule. Auch wenn die Situation für das Personal schwierig sei, sieht der Schulleiter sogar einige unerwartete Vorteile: In den Halbklassen sei es jetzt ruhiger, die Lehrer könnten mehr auf einzelne Schüler eingehen und scheuen Kindern falle es leichter, sich zu äussern. Es sei zudem ein Gewinn, so viel draussen zu sein, und es gebe auf dem in Zonen eingeteilten Pausenplatz «so wenig Konflikte wie noch nie». Solche Erfahrungen, sagt der Schuldirektor, sollen später auch in den Alltag einfließen, wenn die Normalität zurückkehrt.

«Oberste Priorität hat für uns, dass alle Kinder sicher sind»

NZZ 6.5.2020, Front, Nils Pfändler, Erich Aschwanden

Die Zürcher Bildungsdirektorin Silvia Steiner verteidigt ihr Krisenmanagement

Die Kritik war heftig – und sie kam von allen Seiten. In ungewohnter Einigkeit griffen am Montag im Zürcher Kantonsrat die Fraktionen der SP, SVP, FDP, GLP und AL Regierungsrätin Silvia Steiner (cvp.) frontal an. Grund dafür war das Vorgehen der Bildungsdirektorin und Präsidentin der Schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) während der Corona-Krise.



Breit abgestützte Kritik

Unter Steiners Führung habe die EDK in den letzten Wochen «versagt», hiess es in der gemeinsamen Erklärung. Entstanden sei ein Flickenteppich, mit dem die Direktorenkonferenz dem Föderalismus im Schweizer Bildungswesen einen Bärendienst erweise. Auch der Zürcher Sonderweg wurde gerügt. Der Halbklassenunterricht sei nicht durchdacht und kaum praktikabel, kritisierten die Kantonsräte.

Mit dieser Forderung sind die fünf Fraktionen nicht allein. Auch bei zahlreichen Eltern sorgte der Entscheid, die Kinder zuerst in kleinen Gruppen in die Schule zu schicken, für Kopfschütteln. Eine kürzlich gestartete Online-Petition, die eine schnelle Rückkehr zum Normalbetrieb fordert, wurde innert kürzester Zeit von mehreren tausend Personen unterzeichnet.

Im Gespräch mit der NZZ verteidigt Silvia Steiner ihr Vorgehen. Zürich habe sich wie andere Kantone ganz bewusst für kleinere Klassen entschieden. «Oberste Priorität hat für uns, dass alle Kinder und Lehrpersonen sicher sind», macht Steiner klar. Der Halbklassenunterricht ermögliche es, dass die Hygienevorschriften eingehalten werden könnten. Kleinere Gruppen haben laut Steiner auch den Vorteil, dass die Lehrerinnen und Lehrer besser auf die Schüler eingehen könnten: «So können wir allfällige Lücken, die sich im Fernunterricht ergeben haben, schnell schliessen.»

Bei der Matura hätte sich auch die EDK-Präsidentin eine schweizweit einheitliche Lösung gewünscht. Doch hier habe sich ein «klarer Röstigraben» aufgetan. «Diejenigen Kantone, die von der Corona-Krise nicht so stark betroffen waren, haben eine andere Einstellung gegenüber der Prüfung, weil sie nicht so unter Druck stehen», stellt Steiner fest.

Wenig Verständnis hat sie dafür, dass weite Kreise den Maturandinnen und Maturanden noch um jeden Preis die Schlussprüfungen abringen wollten. Die jungen Leute hätten es in den vergangenen Wochen nicht leicht gehabt. «Es geht vergessen, dass das Recht der Jugend auf Bildung eingeschränkt wurde», so die EDK-Präsidentin.

Rückendeckung von Lehrern

Steiner erhält für diese Ansichten Rückendeckung von ihrer Partei und verschiedenen Berufsvertretern. Der Zürcher Lehrerverband schrieb in einer gemeinsamen Erklärung mit dem Verein Sekundarlehrkräfte in Bezug auf den Halbklassenunterricht von einem pädagogisch als auch gesundheitlich solide begründeten Entscheid.

Auch die Schulleiterkonferenz der Zürcher Kantonsschulen wies die Kritik an der Bildungsdirektion zurück. Der Entscheid des Bildungsrats, diesen Sommer keine Maturaprüfungen durchzuführen, sei mit den Schulleitern abgestimmt worden. Es gebe gute Gründe für den Verzicht. Seitens des Verbands der Zürcher Mittelschullehrpersonen hiess es zwar, die Maturaprüfung sei mehr als ein liebgewonnenes Ritual, wie dies durch die Bildungsdirektion kolportiert worden sei. Trotzdem werde begrüsst, dass nun Klarheit herrsche. Für solche Entscheide sei der Bildungsrat schliesslich vom Kantonsrat legitimiert worden.



«Diese Teilöffnung auch als Chance betrachten»

Tages-Anzeiger 5.5.2020, Zürich, Tina Fassbind

Volksschule ab Montag • Gestartet wird in Halbklassen, Schulvorsteher Filippo Leutenegger verteidigt die Massnahme.

Herr Leutenegger, in der Stadt hängen Transparente, auf denen der Normalbetrieb an Schulen gefordert wird. Eine entsprechende Onlinepetition haben fast 5000 Personen unterzeichnet. Was sagen Sie dazu?

Ich habe in den letzten Tagen in etwa gleich viele Mails für und gegen eine Öffnung der Schulen erhalten. Es gibt in dieser Frage vermutlich kein absolutes Richtig oder Falsch. Schliesslich müssen wir den Entscheid des Bundesrats und des Regierungsrats respektieren. Sie tragen die Verantwortung. Wir versuchen, die Vorgaben bestmöglich umzusetzen und auf die verschiedenen Bedürfnisse einzugehen.

Wie wollen Sie das machen? Die Ansprüche sind höchst unterschiedlich.

Indem wir die Notfallbetreuung in der Stadt erweitern. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt sind in den Betreuungseinrichtungen von Zürich täglich von 8 bis 16 Uhr zwischen 300 und 400 Kinder - üblicherweise wären es rund 12'000, wenn man die Sekundarschüler nicht dazu zählt. Da nun auch im Hort wieder grössere Gruppen zugelassen sind, können wir die Kapazitäten auf die vorgegebenen 15 Betreuungsplätze pro Gruppe verzehnfachen. Das heisst, dass wir ab dem 11. Mai rund 4000 Kinder in unseren Einrichtungen aufnehmen können. Tagesschulen sind weiterhin nicht in Betrieb.

Wer ist berechtigt, ein Kind in den Hort zu geben?

Da immer noch Corona-Beschränkungen in Kraft sind, gilt nach wie vor, dass Eltern ihre Kinder möglichst selbst betreuen sollen. Wer ergänzend zum Präsenzunterricht trotzdem eine Fremdbetreuung in Anspruch nehmen will und muss, kann das in einem Formular beantragen, das ab sofort über die Schulen bezogen oder online abgerufen werden kann. Darin können Eltern begründen, weshalb sie auf einen Betreuungsplatz angewiesen sind - sei es, weil sie alleinerziehend sind oder weil es im Homeoffice nicht möglich ist, die Kinder ausreichend zu beaufsichtigen. Eine gewisse zahlenmässige Beschränkung ist nötig, da aufgrund der geforderten Schutzmassnahmen nicht alle Kinder betreut werden können.

Je nach Klasse Unterricht am Morgen oder am Nachmittag oder gar nur während einer Wochenhälfte: Da müssen Eltern noch mehr Flexibilität zeigen. Wäre eine generelle Öffnung nicht sinnvoller?

Natürlich hätten wir alle gern den normalen Schulalltag zurück, denn die derzeitige Situation ist eine grosse Herausforderung für Eltern und Schulen. Aber man sollte diese Teilöffnung auch als Chance betrachten: In kleinen Gruppen können die Lehrpersonen den Kindern besser gerecht werden und Wissenslücken füllen, die sich in den letzten Wochen vielleicht aufgetan haben. Abgesehen davon ist es für die Kinder enorm wichtig, dass sie nun endlich ihre Klassenkameraden wiedersehen können - wenn auch noch nicht alle zusammen. Diese räumliche Trennung hat viele Schülerinnen und Schüler belastet - auch die Lehrpersonen.

Besonders gefährdetes Personal darf auch nach dem 11. Mai nicht in die Schulen. Hat es überhaupt genügend Lehrpersonen für den Präsenzunterricht in Zürich?

Ich gehe davon aus, dass es für die nächste Woche klappen wird, aber ich weiss es momentan schlicht nicht mit Bestimmtheit. Natürlich gibt es unter den Lehrerinnen und Lehrern Risikopersonen. In solchen Fällen müssen wir Ersatz finden und ihnen andere Arbeiten zuweisen. Zumindest lässt sich bei der Wiederaufnahme des Schulbetriebs mit Kleinklassen die Distanzregel besser einhalten. Mit der Teilöffnung haben wir auch die Möglichkeit, adäquat auf sich verändernde Situationen zu reagieren.

**Also im Notfall die Schulen auch wieder zu schliessen?**

Nein. Wir müssten höchstens die Stundenpläne so anpassen, dass nicht zu viele Schüler gleich zeitig an einem Ort sind. Wie die Lektionen aufgeteilt werden, hängt von der Grösse der Schule ab. Deshalb gibt es auch keine engmaschigen Vorgaben. Der Schulalltag lässt sich nicht von oben nach unten diktieren.

Filippo Leutenegger *Der FDP-Stadtrat ist Vorsteher des Schul- und Sportdepartements der Stadt Zürich.*

Lieber Halbklassen als Masken

Tages-Anzeiger 5.5.2020, Zürich, Tina Fassbind und Mario Stäuble

Schulen in der Pandemie • Znüni-Pause im Schichtbetrieb, Logopädie hinter Plexiglas: Eine Schulleiterin und zwei Schulleiter erklären, wie sie den Unterricht wieder hochfahren.

Es ist das Tempo, das Caspar Salgò zu schaffen macht. «Wir machen aktuell in zehn Tagen, was wir sonst ein halbes Jahr lang vorbereiten», sagt der Leiter der Schule Opfikon. 2150 Schüler und Schülerinnen gehen in der Agglomerationsgemeinde in den Unterricht. Diesen muss Salgò nun gemäss Vorgabe des Kantons in Halbklassen organisieren. Dann die neuen Stundenpläne austüfteln - und zwar so, dass die Znüni-Pause gestaffelt abläuft. Dafür sorgen, dass Türgriffe, Treppengeländer, Lichtschalter öfter geputzt werden. Desinfektionsmittel in allen Klassen zimmern verteilen. Ersatz finden für jene Lehrpersonen, die zur Risikogruppe gehören und zu Hause bleiben müssen. Und immer wieder die Eltern informieren - etwa, dass sie die Kinder nicht bis in die Schule begleiten sollen, was hier viele tun. Stattdessen sollen sie sich «in Sichtweite der Schule» verabschieden.

Pro Woche werden die Opfiker Primarschüler zwölf Lektionen Unterricht erhalten, auf Sekundarstufe sechzehn. Die «harten» Fächer wie Deutsch, Mathe und Fremdsprachen haben Vorrang. Damit alle Schüler morgens versorgt sind, gibt es Blockunterricht. In Opfikon leben viele Familien mit zwei arbeitenden Elternteilen, bei 84 Prozent der Schulkinder ist Deutsch die zweite Sprache.

Politiker kritisieren die Zürcher Strategie beim Hochfahren der Schulen: Die Halbklassenlösung sei kompliziert und darum «kaum praktikabel», heisst es in einer Erklärung von gleich fünf Parteien. Caspar Salgò sieht die Sache pragmatisch: «Ich mache lieber Halbklassenunterricht, als Spuckscheiben zu installieren und einen Maskenzwang einzuführen.» Geteilte Klassen seien die beste aller schlechten Lösungen, die zur Auswahl stünden.

Stau am Bränneli

Zwanzig Kilometer südöstlich von Opfikon, im Schulhaus Egg in Wetzikon, brütet Karin Maeder-Zuberbühler über denselben Fragen. Für den Logopädieunterricht habe sie Plexiglastrennscheiben bestellt, erzählt die Schulleiterin und Alt-SP-Kantonsrätin. Die 10-Uhr-Pause wird in drei Schichten aufgeteilt, «so lösen wir auch gleich das Social-Distancing- Problem im Lehrerzimmer». Zu Beginn des Unterrichts und nach der Pause gilt Händewaschpflicht für Kinder und Lehrpersonen - auch wenn das einige Minuten dauert, weil es im Schulzimmer nur ein Bränneli gibt.

Die Klassen haben die Wetziker Schulleiterinnen und Schulleiter nach Alphabet aufgeteilt: Alle Kinder, deren Nachnamen mit A bis L beginnen, gehen am Montag morgens zur



Schule - und am Dienstag nachmittags. Bei den Kindern mit Nachnamen M bis Z ist es umgekehrt. Dieses System verhindert, dass Geschwister in unterschiedlichen Gruppen landen, was Familien mit mehreren Kindern die Planung vereinfachen soll. Und mit dem Morgen-Nachmittag-Wechsel will man für Fairness sorgen: Es sei einfacher, morgens zu büffeln und nachmittags Hausaufgaben zu lösen, als umgekehrt, sagt Maeder.

«Homeschooling im Notfall»

Eine ganz ähnliche Lösung hat die Tagesschule Balgrist-Kartaus im Schulkreis Zürichberg ausgearbeitet. Die Kinder werden jeweils im Wechsel halbtags unterrichtet, sagt Schulleiter Marco Jäger. Am Mittwoch findet kein Präsenzunterricht statt, dann müssen die Kinder selbstständig zu Hause arbeiten. «Videokonferenzen und Homeschooling benötigen wir nur noch im Notfall», so Jäger. Als Tagesschule könne man sich bei der Einteilung der Halbklassen an den Profilen des bisherigen Betriebs orientieren.

Der Schulleiter vom Zürichberg klingt ganz ähnlich wie jener aus der Agglomeration, wenn er davon spricht, dass man ab nächster Woche vor allem auch die Eltern entlasten wolle: «Viele von ihnen arbeiten in den umliegenden Spitälern und Kliniken. Deshalb wollen wir am Morgen jeweils Blockzeiten von vier Stunden einhalten, damit die Betreuung in dieser Zeit gewährleistet ist. Am Nachmittag dauert der Unterricht drei Stunden.» Insgesamt besuchen die Kindergärtler so ab nächster Woche elf, die Primarschüler vierzehn Lektionen.

Auch Jäger begrüsst die Teilöffnung der Schulen: «Ich finde, es macht Sinn, weil wir die Kinder beim Wiedereinstieg in den Schulalltag besser unterstützen können.» Die Lehrerinnen und Lehrer könnten so die Kinder gemäss ihrem Wissensstand fördern. Ab dem 18. Mai soll dann für jede Halbklassse eine Standortbestimmung erfolgen. «Dann können wir uns ein besseres Bild der Lage machen», sagt Jäger.

Auf dieses Bild wartet auch Caspar Salgò. «Es wird grosse Unterschiede geben beim Lernstand der Kinder», sagt er. Manche Eltern hätten ihren Nachwuchs hervorragend betreut, andere seien überfordert gewesen, in manchem Haushalt sei der Fernseher immerzu gelaufen.

Ebenso fragt er sich, wie viele Eltern ihre Kinder aus Sorge vor dem Virus nicht in die Schule lassen werden. Da heisse es: Aufklären, auf die Schulpflicht hinweisen, allenfalls eine Ausnahmeregel aushandeln. Und als letztes Mittel bliebe eine Verzeigung beim Bezirksrat. «Aber so weit sollte es eigentlich nicht kommen», sagt Salgò: «Die meisten Eltern sind dankbar, dass wir uns um ihre Kinder kümmern.»

Wissenschaftler empfohlen kleine Schulklassen

Blick 3.5.2020, Lukas Lippert und Tobias Marti

Eine Task Force des Bundes riet zu Schulklassen mit maximal 15 Schülern. Die Behörden haben den Rat ausgeschlagen.

Die Schulöffnungen am 11. Mai offenbaren einen föderalen Flickenteppich. Westschweizer Kantone, das Tessin, aber auch Zürich, Bern und St. Gallen öffnen die Schulen mit Halbklassen und Sonderstundenplänen. Die übrigen Kantone starten mit ganzen Klassen und normalem Stundenplan. Grund für diese Vielfalt: In seinem am Mittwoch publizierten Empfehlungsschreiben lässt das Bundesamt für Gesundheit den Kantonen freie Hand.

Bloss: In diesem Schreiben wurden die Experten der wissenschaftlichen Taskforce des Bundes nur bedingt berücksichtigt. In einem sogenannten Policy Brief mahnten die Wissenschaftler zu einem vorsichtigen Vorgehen. Am Freitag wurde das Papier der



Taskforce öffentlich. Darin heisst es: Eine Obergrenze von 15 Kindern pro Klasse für alle Schulen sollte «dringend berücksichtigt werden». Und weiter: «Die Rolle von Kindern und Jugendlichen bei der Übertragung von Sars-CoV-2 ist nach wie vor höchst ungewiss.» Das habe wichtige Konsequenzen für die politischen Entscheide, insbesondere bei der Öffnung von Schulen.

«Keine vertiefte Kenntnis», sagt Steiner

Im Empfehlungsschreiben des Bundesamts für Gesundheit (BAG) fehlt eine solche Obergrenze. Man habe bewusst darauf verzichtet, weil eine solche nicht konsequent umsetzbar sei, heisst es auf Anfrage. Zudem wurden die Konzepte «in Zusammenarbeit mit der Erziehungsdirektorenkonferenz (EDK) erstellt».

Dem widerspricht die EDK-Präsidentin und Zürcher Erziehungsdirektorin Silvia Steiner (62). «Als der EDK der Vorschlag des BAG zur Öffnung der Schulen unterbreitet wurde, war die Empfehlung der Taskforce mit einer Obergrenze nicht dabei», sagt Steiner zu SonntagsBlick. Die EDK habe «keine vertiefte Kenntnis» des Berichts der Taskforce und habe darum keine Stellungnahme dazu abgegeben.

Steiner räumt aber auch ein, dass sie selbst Kenntnis von der Existenz des Taskforce-Dokuments hatte. «Am 20. April wurde das Papier der Covid-19-Taskforce in einer Sitzung des Staatssekretariats für Bildung, Forschung und Innovation besprochen», sagt sie. Selber sei sie aber nicht an der Sitzung dabei gewesen, doch sie sei «informiert worden, dass dieses Papier existiert».

Einheitliche Regeln wären wünschenswert

So verschwurbelt das alles klingt – klar ist: Die Kantone, welche die Schulöffnung umsetzen müssen, wurden in Unkenntnis gelassen. So sagt der St. Galler Regierungsrat Stefan Kölliker (49), dass sein Kanton zwar auf Halbklassen setze. «Wir hatten aber keine Kenntnis, dass eine Taskforce des BAG zum selben Ergebnis gekommen ist.»

Empört zeigt sich die Präsidentin des Verbands Lehrerinnen und Lehrer Schweiz, Dagmar Rösler (48). «Ich hätte mir genau solche weitergehenden, verbindlichen Regelungen für alle Kantone gewünscht», sagt die oberste Lehrerin des Landes. Der Lehrerverband habe sich in Briefen an den Bundesrat und das BAG gewandt und eben solche Richtlinien verlangt. «Wir sind damit aber nicht durchgedrungen», so Rösler. Ähnlich tönt es bei Thomas Minder (43), dem Präsidenten des Schulleiter-Verbandes. «Wir hätten uns einheitliche Regeln zur Wiedereröffnung gewünscht», sagt Minder. «Es ist zu befürchten, dass die unterschiedlichen Weisungen der kantonalen Bildungsdirektionen zu Verunsicherung bei den Eltern und dem Schulpersonal führen.»

Auch andere Aspekte berücksichtigt

Offenbar hat das BAG statt auf seine Taskforce auf eine andere beratende Stimme gehört: Es ist die Stimme der Schweizerischen Gesellschaft für Pädiatrie, des Dachverbandes der Schweizer Kinderärzte. Die Kinderärzte vertreten den Standpunkt: «Alle bisherigen Studien und Beobachtungen unterstützen die Annahme, dass Kinder in der Schule die Epidemie nicht unterhalten.»

Weshalb die Gesellschaft für Pädiatrie zu einem anderen Schluss kommt, hat damit zu tun, dass sie «neben der Virologie und der Epidemiologie auch andere Perspektiven» berücksichtigt, wie sie auf Anfrage schreibt. Genauer sagt es der Infektiologe Andreas Cerny (64): «Diese Beurteilung berücksichtigt auch psychosoziale und wirtschaftliche Aspekte, die mit dem Fernbleiben der Kinder von der Schule verbunden sein können.»

Obwohl sich diese Woche die wissenschaftlichen Stimmen gemehrt haben, die vor einer zu unbegrenzten Öffnung der Schulen warnen, bleibt der Verband der Kinderärzte bei seiner Aussage. So hat der deutsche Virologe Christian Drosten (48) am Mittwoch eine



Studie veröffentlicht, die besagt: Es gebe keinen Unterschied zwischen infizierten Kindern und Erwachsenen in Bezug auf die Virusmenge. Es gebe zwar Argumente, dass Kinder andere Leute weniger ansteckten, weil sie aufgrund fehlender Symptome weniger husten. Trotzdem müsse derzeit vor einer «unbegrenzten Wiedereröffnung von Schulen und Kindergärten» gewarnt werden.

«Wir werden als Versuchskaninchen missbraucht»

20Minuten 1.5.2020, Joel Probst

Das Lehrpersonal macht sich Sorgen um seine Gesundheit im vollen Klassenzimmer. Auch die oberste Schweizer Lehrerin kritisiert die Schulöffnung des BAG als «unkoordinierte Hauruck-Übung».

Am 11. Mai müssen Kinder wieder im Schulhaus antraben, ab dann sind die Schulen in der ganzen Schweiz wieder geöffnet. Nicht alle freuen sich auf diesen Tag. Eine Lehrerin aus dem Aargau, die anonym bleiben will, hat sich bei 20 Minuten gemeldet. Sie hat Angst.

«Ich frage mich, ob ich einfach davon ausgehen muss, mich anzustecken», sagt sie. Denn im Aargau wird wie etwa auch in den beiden Basel und Luzern sofort wieder nach regulärem Stundenplan unterrichtet. Eine Auftrennung in Gruppen wie sie etwa die Kantone Zürich und Bern vorsehen gibt es nicht.

«Wir werden als Versuchskaninchen missbraucht»

Mehr Massnahmen als eine markierte «Schutzzone» von zwei Metern, welche die Schüler nicht betreten dürfen, sind an ihrer Schule bislang nicht geplant. Die Lehrerin klagt: «Das kanns doch nicht sein. Es ist illusorisch, dass es möglich sein soll, zwei Meter Abstand zu halten in einem vollen Klassenzimmer.»

Die Lehrerin will am 11. Mai trotzdem unterrichten: «Aber ich habe wirklich Angst. Ich will nicht, dass meine Kinder deswegen keine Mutter mehr haben.» Das Risiko, dass sie sich das Virus im vollen Klassenzimmer einfängt, hält sie für gross. «Man strengt sich sehr wenig an, um die Sicherheit zu garantieren. Wir Lehrpersonen und unsere Kinder werden einfach als Versuchskaninchen missbraucht.»

Lehrerverband ist «überhaupt nicht glücklich»

Die Aargauer Lehrerin ist mit ihren Bedenken nicht allein. Der Schweizer Lehrerverband ist mit den jetzigen Rahmenbedingungen «überhaupt nicht glücklich», wie Präsidentin Dagmar Rösler gegenüber 20 Minuten sagt. «Das BAG gibt zwar Grundprinzipien vor, doch ganz vieles bleibt unklar und gibt den Kantonen grossen Spielraum. Es macht keinen Sinn, dass es keine schweizweit einheitliche Umsetzung gibt, obwohl das Coronavirus ein nationales Problem ist.»

Die Schulöffnung hält Rösler für eine «unkoordinierte Hauruck-Übung»: «Ich habe ein wenig den Eindruck bekommen, dass man einfach mal macht und dann schaut, was passiert.» Sie denke aber nicht, dass das BAG das vorsätzlich mache, sondern der Druck wohl zu gross worden sei, die Schulen wieder aufzumachen.

Oberste Lehrerin «noch nicht überzeugt, dass Schule sicher ist»

Die oberste Lehrerin der Schweiz fordert deshalb: «Wir wollen klare Vorgaben.» Jetzt gebe es riesige Unterschiede zwischen den Kantonen. Es sei aber «unsicher, ob unter Vollbetrieb der Schutz von Kindern und Lehrern gewährleistet werden kann». Rösler wird



deutlich: «Im Moment bin ich noch nicht überzeugt, dass es in der Schule sicher ist für Kinder und Lehrpersonen.»

Das BAG sehe zwar vor, dass Lehrpersonen auf zwei Metern Distanz zu den Schülern bleiben sollen. «Aber sind wir ehrlich, das konsequent umzusetzen ist unmöglich. Mir bleibt schleierhaft, wie man einem Erstklässler aus der Entfernung etwa eine Rechenaufgabe erklären soll.» Rösler hofft, dass die Kinder wie vom BAG kommuniziert für die Lehrpersonen keine Gefahr darstellen und umgekehrt. Aber: «Ich verstehe die Eltern und Lehrpersonen, die sich Sorgen machen.»

BAG und Kinderarzt stützen Schulöffnung

Das BAG will dazu keine Stellung nehmen und verweist stattdessen auf die heutige Medienkonferenz. Dort sagt Experte Daniel Koch: «Es wird nicht zu einer Epidemie unter den Schulkindern kommen und es besteht keine Gefahr für Eltern und Lehrerschaft.» Laut Koch zeigten dabei Studien etwa aus Australien und China, dass Schulen die Verbreitung des Coronavirus nicht vorantrieben.

Kinderarzt Christoph Berger, der die Abteilung Infektiologie und Spitalhygiene am Kinderspital Zürich leitet, bekräftigt Kochs Aussagen auf Anfrage von 20 Minuten: «Basierend auf den jetzigen Daten finde ich es richtig, die Schulen zu öffnen.» Wichtig sei, dass die Kinder ihre Hände waschen, zwei Meter Abstand zu halten gehe in der Schule hingegen nicht.

Berger mahnt aber auch: «Wir müssen vorsichtig sein und die Lage beobachten, damit nicht unbemerkt ein Infektionsherd entsteht.» Möglich wäre etwa, ganze Schulen stichprobenartig zu testen. Bereits jetzt werden anders als zuvor Kinder mit Symptomen auf das Coronavirus getestet. Klar ist laut Berger aber: «Mit allen Lockerungen wird es eine grössere Viruszirkulation geben, besonders Gefährdete muss man deshalb schützen.»

Maturaprüfungen

NZZ 4.5.2020, Meinung & Debatte, Leserbriefe

Es ist kaum zu glauben, was jetzt in Sachen Schule und Corona abgeht. Die Maturanden weigern sich, zur Prüfung zu gehen. Einige Kantone wollen schon gar keine Maturaprüfung durchführen, andere plädieren für eine Vereinfachung. Die zukünftige Elite des Landes muss geschont werden. Doch wir brauchen Akademiker, welche auch in schwierigen Zeiten durchhalten. Mit der Wiederaufnahme des Schulunterrichts auf der Unter- und Mittelstufe steht es nicht besser. Eltern wollen teilweise aus Angst ihre Kinder nicht zur Schule schicken. Angeblich sollen 10 Prozent der Lehrerschaft von der Arbeit dispensiert werden, und die oberste Schweizer Lehrerin verlangt wissenschaftliche Aussagen zur Gefährlichkeit und Übertragbarkeit der Krankheit für Kinder. Sie hat immer noch nicht begriffen, dass das Virus sehr komplex ist im Verhalten und wir wohl noch jahrelang mit ihm leben müssen. Ich würde ihr empfehlen, das Interview mit dem Infektiologen Christoph Berger vom Kinderspital Zürich zu studieren und insbesondere seine Aussage zu verinnerlichen: «Dieses Virus werden wir so schnell nicht los.» Welche Signale mit solchem Verhalten ausgesandt werden, ist wohl klar: Jeder und jede kann in diesem Staat nun machen/fordern, wie es ihm oder ihr gefällt. Solange Herr Berset sagt: «Bleiben Sie zu Hause!», ist alles in Ordnung.

Andreas Weisflog, Urdorf



Die Entzauberung eines Mythos

GBW 2.5.2020, Gastbeitrag von Christian Bauer, München

Was Schulen jetzt (nicht) brauchen. Zehn Folgerungen aus der Zeit der Schulschließung und Daheimbeschulung.

Digitale Medien sind ein Segen in Zeiten der Schulschließungen. Ob Email, Austauschplattform, Lernprogramm, Telefon- oder Videokonferenz – all das ermöglicht, die Kommunikation zwischen Lehrkräften und Schülern und die Hoffnung, dass der Unterricht zumindest rudimentär aufrechterhalten werden könne. Wenigstens wenn die entsprechende technische Infrastruktur (Breitband u.v.m.) vorhanden ist.

Da konnten natürlich diejenigen nicht fehlen, die zu Beginn der Coronakrise den Jubelgesang auf das endgültige Ende der „Kreidezeit“, des altmodischen analogen Unterrichts und den Sieg der „Digitalen Bildung“ über die verkrustete „alte Schule“ anstimmten. Fünf Wochen später ist dieser Gesang erstaunlich leise geworden: ein Großteil der Eltern, Lehrer und Schüler singt nämlich nicht mehr mit. Vielen Betroffenen wurde in der realen Corona-Schulsituation klar, dass die Heilsversprechungen, mit denen die Interessenvertreter der Hard- und Softwareindustrie seit Jahren die Öffentlichkeit und Bildungsverantwortlichen vor sich hertreiben, sich in der nunmehr erzwungenen Realität als wenig belastbar erwiesen haben.

1. Egal, wie man zum sog. Digitalpakt steht: Auch die Ausschöpfung der darin vorgesehenen Mittel und die komplette Ausstattung aller Schulen mit interaktiven Whiteboards, Tabletkoffern, Laptopwagen oder WLAN hätte an den Problemen der Daheimbeschulung in Coronazeiten wenig geändert (denn diese Geräte stünden ja in den mit Betretungsverbot belegten Schulen).
2. Die tatsächlichen Schwierigkeiten gründen nämlich in technischer Hinsicht in der privaten Ausstattung der Lehrkräfte und vor allem der Schülerinnen und Schüler. Technische Mindestvoraussetzungen für eine sinnvolle Fernbeschulung via Internet wären ein ruhiger Einzelarbeitsplatz mit angemessen großem Bildschirm, Tastatur, Maus, hochwertiger Kamera und Tontechnik sowie vor allem eine leistungsfähige Internetanbindung. Gäbe es solche Arbeitsplätze im Wohnzimmer oder der Küche einer Dreizimmerwohnung für z.B. zwei Elternteile (Home Office) und zwei Kinder (Home Schooling), dann wäre es keine Wohnung, sondern ein Großraumbüro oder ein Fernsehstudio.
3. Ein weiteres Narrativ der Schuldigitalisierer wurde durch die Coronaerfahrungen ebenfalls widerlegt: es seien die Lehrkräfte, die durch ihre technik- und zukunftsfeindliche Haltung den Fortschritt in den Schulen hemmten. In der Zeit der zeigte sich indes deutlich, dass der größte Teil der Lehrkräfte sehr wohl in der Lage ist, im Rahmen der Möglichkeiten mit Internet, Lernplattformen, Lernprogrammen etc. ein sinnvolles Lernangebot auf digitalem Wege zu machen. Allerdings sind sich die Mehrzahl der Lehrkräfte, Eltern und Schüler mittlerweile einig, dass es sich bei dieser Form der Beschulung um eine der Not geschuldete, allenfalls zweitbeste Lösung handelt.
4. Dem Digitalnarrativ zu Grunde liegt ein fundamentales Unverständnis des Lehr-Lern-Prozesses und der Lehrer-Schüler-Beziehung. Dieses Unverständnis wiederum geht einher mit der Digitalisierung inhärenten Reduktion eines äußerst komplexen Gefüges auf binäre Bausteine. Ginge es beim Lernen wirklich nur darum, dass irgendein Informationshäppchen auf dem Bildschirm angeboten, womöglich irgendwie animiert und schließlich in einem (letztlich doch binären) pseudointeraktiven (nicht interpersonalen!) Geschehen geübt wird, dann wären „digitales Lernen“ und „digitale Bildung“ tatsächlich einfach.



5. Und ja: Es gibt didaktisch hilfreiche Digitaltechnik, Anschauungsmaterial und Übungsmöglichkeiten, die manchen Schülern das Lernen erleichtern. Es gibt Jugendliche, die mit genau diesen Lernangeboten besonders gut zurechtkommen. Das soll Schule auch zukünftig ermöglichen und nutzen! Aber: Informationspräsentation und Informationsaneignung stellen nur einen winzigen, wiewohl wichtigen Ausschnitt im Lernprozess dar; und auch dieser Ausschnitt wird i.d.R. durch einen digitalen Prozess weniger erfolgreich geleistet als mithilfe einer guten Lehrkraft.

Was daher (allgemeinbildende) Schulen in der Nach-Corona-Zeit sicher nicht brauchen:

6. Immer mehr teure und störungsanfällige, interaktive Hightech-Tafeln, die zwar Symbol technischen Fortschritts sind, aber didaktisch und inhaltlich den Unterricht keinen Schritt weiterbringen, zumal bei Berücksichtigung des Kosten-Nutzen-Verhältnisses. (Und für einen kulturellen Fortschritt wird man es nicht halten, dass statt mit einem Stift auch mit dem Finger geschrieben werden kann).
7. Weitere BYOD-Kampagnen („Bring your own device“): Den meisten Schülerinnen und Schülern (sog. digital natives) dürfte mittlerweile aufgefallen sein, dass das allgegenwärtige Smartphone zwar ein Wunderwerk der Technik ist, es aber nicht möglich ist, auf dem Display ein halbwegs anspruchsvolles Arbeitsblatt auch nur rein optisch lernförderlich darzustellen, geschweige denn einen inhaltlichen Überblick zu bieten. Das Smartphone ist und bleibt, was Apple-Gründer Steve Jobs gesagt hat: Unterhaltungselektronik für Erwachsene. Für die meisten Lern- und Unterrichtskontexte der allgemeinbildenden Schulen ist es ein untaugliches Gerät.
8. Tablet-/ipad-Klassen: Ganz abgesehen von der Frage, wer den Begriff „ipad-Klasse“ in den Bildungsdiskurs einführt hat – warum gibt es eigentlich keine „Galaxy-Klassen“? (War der Lobbyist von Apple schneller im Bildungsministerium als sein Kollege von Samsung?) Auch für Tablets gilt, dass die Displaygröße für viele Unterrichtsinhalte und tatsächlich sinnvolles Arbeiten eher zu gering ist; ähnliches gilt für die Eingabegeräte (Tastatur, Maus). Das Kosten-Nutzenverhältnis rechtfertigt auch hier die flächendeckende Ausstattung der Schulen nicht. Die meisten Schüler erwarten darüber hinaus zu Recht, dass nach der Coronazeit in der Schule wieder „richtiger“, interpersonaler Unterricht stattfindet und sie nicht mit Geräten abgespeist werden.
9. WLAN und noch breitere Breitbandverbindungen nach der Devise „5G an jedem Federmäppchen“. Wie Lehrer, Eltern und vor allem Schüler gerade unfreiwillig erfahren haben, funktioniert guter Unterricht in erster Linie eben nicht im und durch das Internet und auch nicht über Lernapps. Für die sinnvolle Unterrichtseinbindung von Inhalten aus dem Netz reicht eine funktionierende (kabelgebundene) Internetanbindung des Lehrerrechners.

Was brauchen Schulen tatsächlich?

10. Zeitgemäße Schulen benötigen ein funktionierendes, digitales AV-Medienensemble in jedem Unterrichtsraum. Dieses beinhaltet u.a. auch professionelle Installation (Verkabelung, Signalmanagement) und entsprechendes Spezialmobiliar. Die Installation und Wartung von Hard- und Software können nicht „nebenbei“ von Lehrkräften erledigt werden. Vielmehr bedarf es dazu zusätzlicher personeller Ressourcen. Lernplattformen und Kommunikationssysteme zwischen Lehrern und Schülern müssen höchsten, europäischen Datenschutzerfordernissen genügen. Es ist empörend, dass Lehrern und Schülern seitens etlicher Schulbehörden für die Zeit der Daheimbeschulung Softwarelösungen amerikanischer Anbieter wie MS Teams oder Zoom aufgedrängt wurden, die die europäische Datenschutzgrundverordnung (DSGVO) massiv unterlaufen.



Nach fester Überzeugung der meisten Lehrenden an allgemeinbildenden Schulen ließe sich der bei weitem positivste Effekt für das Lernen und die Bildung der Schülerinnen und Schüler durch eine grundsätzliche Verkleinerung der Lerngruppen erzielen. Keine Klasse über 20 Schüler! Die Schule als Lernort, an dem sich die Schülerinnen und Schüler wohlfühlen, weil sie in ihrem Klassenraum genügend individuellen Platz haben, dort nicht nur zu Pandemiezeiten für hygienische Verhältnisse gesorgt wird und das Mobiliar nicht sperrmüllverdächtig ist – hier ließen sich die Bildungsmilliarden sinnvoller investieren als in die zweitbeste Lösung!

Es wäre zu wünschen, dass die jetzt zutage getretene Ernüchterung bezüglich der Verheißungen der sog. Digitalen Schule dazu führt, dass wieder die Vorstellung des autonomen, vernünftigen Menschen im Sinne Immanuel Kants in den Mittelpunkt des gesellschaftlichen und bildungspolitischen Diskurses rückt. Das wäre auch ein wichtiger Baustein für die Zukunft der liberalen Demokratien und der Menschenrechte nach unserem heutigen, westeuropäischen Verständnis. Sapere aude!

** Christian Bauer ist Lehrbeauftragter für Medienpädagogik am Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik und Bildungsforschung der LMU München, Gymnasiallehrer sowie Seminarleiter und Staatsexamensprüfer in der 1. und 2. Phase der Lehrerbildung.*

Die Lehren aus der Leere

Süddeutsche Zeitung 27.4.2020, Gastbeitrag von Wolfgang Schimpf

Schule: Die Corona-Krise bietet auch viele Chancen

Die deutschen Schulen sind digital schlecht ausgestattet? Stimmt. Doch die Krise offenbart Probleme und Chancen, die viel weiter reichen - für Schüler, Lehrer, Eltern und die Gesellschaft. Ein Zwischenruf eines Schulleiters.

Die Diskussion über den Umgang der Schulen mit den Folgen der Corona-Krise ist von irritierender Einseitigkeit geprägt. Unzulänglichkeit in allen Bereichen wird beklagt - bei technischer Ausstattung, pädagogischer Bewältigung und politisch-administrativer Agenda. Dabei verkennen die Kritiker, dass auch die Schulen sich in einer beispiellosen Ausnahmesituation befanden. Von einem Tag auf den anderen mussten sie sich Bedingungen stellen, auf die sie nicht vorbereitet sein konnten, weil ihnen die Grundlage ihrer Existenz entzogen war: die Präsenz in einem geschlossenen Sozialgefüge. Welches System hätte einen so fundamentalen Angriff einfach so parieren können?

Der Krisenmodus sollte auch nicht für die übliche Digitalisierungskritik instrumentalisiert werden. Dass unsere digitale Infrastruktur unzureichend ist, wissen wir schon lange. Für die Anforderungen einer Off-School-Situation aber wird sie niemals ausreichen. Das verhindert schon die Situation aufseiten der Schüler, wie die zunehmenden Forderungen nach kostenlosen Leihgeräten für bestimmte Gruppen zeigen. Nein, gemessen an den Bedingungen des Shutdown hat sich Schule in allen Bundesländern als lernfähig und flexibel erwiesen. Das ist beachtlich und sollte dazu anregen, nicht nur auf die Defizite zu schauen. Dann wird deutlich, dass die Krise auch Chancen bietet. Sie schärft den Blick für Prozesse und Strukturen, die normalerweise weniger oder gar nicht sichtbar sind.

Die wichtigsten Akteure, die Schüler, sind in ungewohntem Ausmaß in ihrer Selbständigkeit gefordert - und scheitern oft. Zum einen, weil sie - vor allem in den unteren Jahrgängen - damit schlicht überfordert sind. Zum anderen aber, weil der Unterricht ihnen zuvor zu wenig an Eigenverantwortung für den Lernprozess vermittelt hat. Sichtbar werden auch erhebliche Unterschiede bei den Lernbedingungen. Das gilt nicht nur für die



Technik, sondern mehr noch für oft einkalkulierte Fremdhilfe. Es hat sich gezeigt, dass Eltern, selbst wenn sie Zeit haben, als Ersatzlehrer kaum taugen. Schon aus Gründen der Chancengerechtigkeit sollte das daher nicht von ihnen verlangt werden.

Aber auch Lehrerhandeln gerät jetzt mehr in den Blick. Unterschiede, von denen wir immer schon wussten, wirken sich stärker aus, sei es bei Flexibilität und Kreativität in den Aufgabenformaten, sei es bei der Vertrautheit mit digitalen Kommunikationssystemen oder ganz allgemein bei der Verlässlichkeit pädagogischer Zuwendung. Auf der anderen Seite sind die Vorreiter einer digital basierten Unterrichtskultur im Moment besonders gefragt, wachsen mitunter über sich hinaus, indem sie aufgeschlossenen Kolleginnen und Kollegen die Welt von Chaträumen und Videoportalen eröffnen, die methodischen Möglichkeiten von Kahoot, Trello und Zumpad aufzeigen und ihre Schulen so einen großen Schritt in Richtung einer sinnvollen Digitalisierung voranbringen. Natürlich würde der größer ausfallen, wenn die versprochenen Ressourcen des Digitalpakts schon zur Verfügung stünden. Aber wenn überhaupt irgendwo, dann hat die Ausnahmesituation hier zweifellos als Katalysator gewirkt. Schulen werden orientierter und mit klarerem Urteil aus der Krise kommen.

Denn es hat sich in den letzten Wochen auch gezeigt, dass die pädagogische Reichweite digitaler Tools begrenzt ist. Kein noch so lebendiger Chat und keine Videokonferenz können die Dynamik echten Unterrichts ersetzen. Das wichtigste Fundament schulischen Lebens ist das menschliche Miteinander, und soziale Interaktion lässt sich eben nicht in Maschinensprache abbilden. Solche "Unübersetzbarkeiten" klarer zu erkennen ist ein wichtiges Resultat der derzeitigen Entwicklung.

Mitunter haben Eltern jetzt erst entdeckt, dass sie Kinder haben, die Zeit brauchen

Die größten Veränderungen aber hat der Krisenmodus für Familien mit sich gebracht: Mitunter haben Eltern jetzt erst, wo Kitas, Schulen und Großeltern als Betreuungsinstanzen ausfallen, entdeckt, dass sie Kinder haben, die Zeit brauchen. Aber diese Zeit ist nicht eingeplant. So zeigt es sich, wie wenig stabil die Work-Life-Balance, die unsere arbeitsteilige Gesellschaft anbietet, in Wahrheit ist. Daran würde auch ein vorübergehendes Corona-Elterngeld nichts ändern. Wir sehen sehr deutlich: Unsere Schulen sind nicht nur für Bildung und Erziehung zuständig, wie es in den Verfassungen der Länder zu lesen ist, sondern auch für die Betreuung, möglichst bis zum Nachmittag. Auf diese Funktion können wir offenbar schon aus ökonomischen Gründen nicht verzichten.

Schließlich standen nicht zuletzt Politiker unter Bewährungsdruck. Und dem haben sie nicht immer standgehalten. So hat die Kultusministerkonferenz (KMK) selbst angesichts des Ernstfalls nur mit Mühe zu einheitlichem Vorgehen gefunden, etwa bei den Abiturprüfungen. Beim Beginn des Home-Learnings dann war das wieder vergessen: In Sachsen-Anhalt etwa gab es verpflichtende Aufgaben, die bewertet wurden, während Niedersachsen Online-Aufgaben zunächst völlig ins Ermessen der Lehrkräfte stellte. Und auch den Wiederbeginn des Unterrichts regelten die Länder nicht im Gleichklang. Solche Eigenwilligkeiten widersprechen der angeblich bereichernden Vielfalt des Föderalismus. Sie bestärken die Forderung nach einer grundlegenden Reform der KMK, um länderübergreifenden Problemen im Bildungsbereich zukunftssicherer begegnen zu können.

Aber die Chancen der Krise liegen nicht nur darin, dass sie uns vieles klarer sehen lässt. Sie bietet auch für den Bildungsauftrag von Schule fruchtbare Impulse. Denn was wir erleben, ist in der Menschheitsgeschichte singulär: ein globales Experiment, das alle bisher denkbaren Ausmaße übersteigt. Ob es ein "Wendepunkt in der Geschichte" der Menschheit (John Gray) ist, wird sich später erweisen, Triftiges spricht dafür. Langsam dämmert es manchem: Ein Rebooten des Gesamtsystems globalen Lebens mit einfach



nur fehlerfreierer Software wird es nicht geben. Für einen Unterricht, der Persönlichkeitsbildung zum Ziel hat, ergibt sich daraus eine Reihe von Grundfragen, deren Bedeutsamkeit sich für jeden einzelnen Jugendlichen gerade unmittelbar erwiesen hat.

Das beginnt mit dem tief reichenden Gefühl der Verunsicherung, dem sich niemand entziehen kann. Mit der Pandemie kam etwas ins Rutschen, das uns so gewiss war, dass wir seine Abwesenheit nicht denken konnten. Gewohnt, den vermeintlichen Königsweg eines "Höher, schneller, weiter" zu verfolgen, erleben wir eine irritierende Destrukturierung des Alltags. Niemand hätte vor Kurzem eine Welt ohne Theater oder Konzerte auch nur denken können, geschweige denn eine Welt ohne Fußball. Nun haben wir sie - und wir leben trotzdem weiter. Die Reflexion über dieses Zwangsexperiment, zu der Schule ein Forum bieten sollte, wäre eine wichtige Bedingung seiner bildenden Wirkung.

Oder die vor Kurzem noch intensive Diskussion über die Klimakrise. Sie erscheint fast völlig verstummt, obwohl jetzt persönliche Einschränkungen erzwungen werden, die denen der Klimaschutzforderungen entsprechen. Stärkt das unmittelbare Erleben dieser Begrenzungen möglicherweise die Bereitschaft zu Lebensformen, die auf eine Balance zwischen Ökologie und Ökonomie zielen? Auf der anderen Seite: Protektionismus und ökonomischer Nationalismus nehmen zu, Europa rückt eher auseinander als zusammen. Ist das politisch noch aufzuhalten? Schließlich beobachten wir ein zunehmend gespanntes Verhältnis zwischen dem Recht des Einzelnen auf freie Entfaltung der Persönlichkeit und staatlichen Notstandsregelungen. Wie kann da immer die Verhältnismäßigkeit gesichert werden?

Solche Fragen eröffnen eine didaktische Perspektive, die bisher, wo wir im Organisationsmodus agieren, natürlich völlig fehlt. Aber sie sollte in Zukunft mitbedacht werden. Die bildende Kraft solchen Orientierungswissens ist unbestritten, jetzt kann es durch die Nähe zu gemeinsamen Erfahrungen aller unmittelbar wirksam werden. Gerade für die Fächer Religion, Politik und Philosophie, aber auch Erdkunde und Biologie ergeben sich aus der aktuellen Situation fundamentale Fragen, die in Unterricht zu übersetzen wären. Einen klareren Bildungsauftrag hatte die KMK selten zu vergeben.

Wolfgang Schimpf ist Schulleiter des Max-Planck-Gymnasiums in Göttingen und Vorsitzender der niedersächsischen Direktorenvereinigung.

US-Techgiganten buhlen um Schweizer Schüler

Sonntagszeitung 3.5.2020, Rico Bandle

Nach Microsoft drängt nun auch Google mit amtlichem Segen in die hiesigen Klassenzimmer. Die Schulen nehmen die Angebote dankend an.

In den letzten Wochen herrschte in den Schweizer Schulen Ausnahmezustand. Die Lehrerinnen und Lehrer sollten plötzlich ihre Lektionen per Video durchführen, Arbeitsblätter via Webserver verteilen, Lernfortschritte mit Online-Formularen überprüfen. «Die Schulen machten bezüglich Digitalisierung einen Sprung um ein bis zwei Jahre nach vorne», sagt Marc Weder, Leiter von Microsoft Education Schweiz, dem Marktführer für digitale Bildungsplattformen.

Ausgerechnet in dieser Phase vermeldete der Bund am Mittwoch den Abschluss eines Rahmenvertrags mit Google. Wie bei Microsoft ist nun auch für die Benutzung des Google-Bildungspakets festgelegt, dass der Rechtsstandort in der Schweiz liegt, dass die Daten auf Servern in Europa gespeichert sind und dass der Datenschutz eingehalten wird. Ganze eineinhalb Jahre haben die Verhandlungen zwischen Google und der



bundeseigenen Agentur Educa gedauert.

Damit steigt nun auch Google ein in den Kampf um Präsenz in den Schweizer Klassenzimmern. Wobei der Vorsprung von Microsoft mit dem Programm «Teams» uneinholbar gross erscheint, erst recht nach den letzten sieben Wochen Lockdown.

Anzahl Nutzer hat sich innert Tagen verfünffacht

Microsoft hatte sich früh auf das Szenario einer Schulschliessung vorbereitet – trotzdem übertraf der Ansturm alle Erwartungen. Kaum hatte der Bundesrat den Entscheid am 13. März kommuniziert, organisierten die Microsoft-Verantwortlichen ein Video-Seminar für Schulleitungen, um ihnen den Einstieg in den digitalen Fernunterricht zu erleichtern. Die Software-Firma rechnete mit 200, maximal 300 Teilnehmern. Es schalteten sich 6000 ein.

Die genaue Anzahl aktiver Nutzer gibt Microsoft Schweiz nicht bekannt, sie habe sich aber nach dem Lockdown verfünffacht. Im Eiltempo mussten Serverkapazitäten hochgefahren werden, um einen Zusammenbruch zu verhindern. Schätzungsweise dürften heute knapp eine Million Lehrkräfte, Studenten und Schülerinnen in der Schweiz ans Microsoft-System angeschlossen sein. «Obschon eigentlich Firmen unsere Hauptkunden sind, macht die Nutzung der Schulen einen signifikanten Anteil der Gesamtbelastung unserer Infrastruktur aus», erklärt Marc Weder.

Schulen erhalten das Angebot fast kostenlos

Der Aufwand, den der Techgigant betreibt, ist beträchtlich. Dabei gibt er seine Dienstleistungen den Bildungsinstitutionen zu einem sehr geringen Preis ab, in der Basisversion sogar kostenlos. Die SonntagsZeitung weiss von einem Gymnasium, das für jede Lehrerlizenz Fr. 7.50 pro Jahr an Microsoft bezahlt, für jeden Schüler 3 Franken.

Damit ist wohl kaum Geld zu verdienen. Ziel ist auch ein anderes: Die Jugendlichen an die eigenen Office-Programme zu gewöhnen. Ähnliches dürfte Google mit seinen Diensten Gmail, Docs und Hangout (Videotelefonie) im Sinn haben.

Es gibt kaum Alternativen zu den Grossen

Dass sich Schulen in die Hände von internationalen Milliardenkonzernen begeben, sorgt immer wieder für Kritik. Einerseits ist da die Befürchtung, Google würde die Schüler ausspionieren. Letztes Jahr zum Beispiel haben sich Eltern an einer Schule im Berner Jura vehement gegen den Einsatz von Google-Angeboten gewehrt. Mit dem neuen Rahmenvertrag dürften diese Bedenken abnehmen.

Andererseits gibt es grundsätzliche Vorbehalte gegenüber kommerziellen Firmen im Schulbereich. Entsprechend entschied sich die Stadt Bern 2018 für den Aufbau einer eigenen Open-Source-Lösung, um unabhängig zu werden von den Techfirmen. Das 24-Millionen-Franken-Projekt geriet zum Fiasko. Bis heute funktioniert die Plattform nicht richtig, vergangenen November entschied man sich auf Druck der Lehrer, doch wieder auf einzelne Microsoft-Produkte zurückzugreifen.

In der aktuellen Lockdown-Situation ist die Kritik an Microsoft und Google gänzlich verstummt. Philippe Wampfler, Lehrer und Experte für digitales Lernen, erstaunt dies nicht: «Online-Lernplattformen müssen in einer solchen Situation einfach funktionieren. Da treten ideologische Vorbehalte in den Hintergrund.»



So funktioniert Journalismus nicht – Medienvertretern fehlt die Sachkompetenz

Condorcet Bildungsblog, 29. April 2020, Gastbeitrag Mathias Burchardt

Matthias Burchardt ist Akademischer Rat am Institut für Bildungsphilosophie an der Universität zu Köln und stellvertretender Geschäftsführer der Gesellschaft für Bildung und Wissen. Er ist entschiedener Kritiker der Bildungsreformen im Namen von PISA und Bologna. Im folgenden Artikel demontiert er den Mythos des digital gesteuerten Fernunterrichts.

Die digitale Fernbeschulung ist ein gewaltiger Reinfluss. Wer ist an allem schuld? Die faulen Lehrer mit ihren Berührungsängsten und ihrem Unvermögen, digitale Plattformen zu bedienen. So zumindest sehen es viele Kommentatoren und bedienen damit die üblichen Ressentiments gegen Lehrkräfte. Wer Lehrer-Bashing betreibt, kann stets mit Beifall rechnen, ohne sich die Mühe machen zu müssen, einen Sachverhalt wirklich zu durchdringen. Nach eigener Erfahrung als Vater fernbeschulter Kinder und Erziehungswissenschaftler an der Universität muss ich entschieden widersprechen:

1. Digitale Plattformen sind – insbesondere diejenigen, welche eigentlich zunächst in Unternehmen als Tools im Projektmanagement dienen sollten, wie etwa Microsoft Teams – völlig ungeeignet, pädagogischen Mehrwert zu generieren.
2. Mit der Zustellung von Arbeitsblättern und deren anschließender Kontrolle geschieht noch keine Pädagogik. Entscheidend ist doch, was zwischendurch im Unterricht stattfinden müsste: didaktische Sacherschließung, Lehren und Lernen, Erklären, Üben und Verstehen, Einbettung der fachlichen Fragen in die persönlichen Beziehungen der Menschen und in den Kontext der gemeinsamen Lern-Geschichte.
3. Stattdessen findet digitales Boulevard-Theater statt: Lehrkräfte haben ein schlechtes Gewissen und füllen die Aufgabenslots der Schüler. Schüler geraten in eine Erlediger-Mentalität: Hauptsache, das Aufgabenblatt geht fristgerecht zurück, ob man dabei etwas lernt, ist nachrangig. Eltern verzweifeln, weil sie neben der eigenen Lebensbewältigung plötzlich die Taktungen der Fernbeschulung zum Organisationsprinzip der Familie machen sollen. Wenn sich die Kinder dann als wenig maschinengängig erweisen, wird entweder kapituliert, das Kind drangsaliert oder das Arbeitsblatt elternseits ausgefüllt. Schließlich geht es ja nur um Theater.
4. Ja, Theater! Eine kollektive Illusion, die verschleiert, dass digitale Fernbeschulung kein Ersatz für, sondern das Gegenteil von schulischer Bildung ist. Wenn jetzt die Digitalisierungsjournaille fordert, die Schauspieler besser zu coachen und mehr Geld für Requisiten auszugeben, mag der schöne Schein das triste Sein trotzdem nicht zu überstrahlen!
5. Schule und guter Präsenzunterricht sind unersetzbar! Digitale Plattformen sind prinzipiell ungeeignet, Lehren, Lernen und Bildung in einem humanistischen (und sogar in einem funktionalistischen) Sinne zu ermöglichen. Sie suspendieren das essentielle Element und Fundament jeglicher Pädagogik: Die reale Beziehung zwischen Lehrperson und jungen Menschen in geteilter Zuwendung zu einer mehr oder minder anspruchsvollen Sache. Relevanz gewinnt diese Sache nicht durch selbstgesteuerte Arbeitsblattausfüllung oder infantile Lernsoftware, sondern nur im realen Dialog unter pädagogischer Führung durch die Lehrkraft, die sich auf das Thema und die Kunst des Unterrichtens versteht.



6. Es ist ausgesprochen zynisch, wie die Digitalisierungslobby die Sorge der Menschen in den Zeiten der Pandemie ausbeutet, um ihre düstere Agenda im Bildungswesen durchzudrücken.
 7. Das Wesen der kostbaren kulturellen Errungenschaften zeigt sich mitunter erst in ihrem fehlen. Schule, Unterricht und gebildete Lehrkräfte sind das Rückgrat des Gemeinwesens: Sie gewährleisten das Gedeihen von Wirtschaft, Wissenschaft, Demokratie und Kultur. Es käme uns in jeder Hinsicht teuer zu stehen, wenn wir all das aufgeben würden zugunsten einer digitalen Scheinwelt. Die nächsten Monate werden zeigen, dass unser Essen nicht im Internet wächst, dass Surfen am Bildschirm keine Reise ans Meer oder YouPorn nicht den Zauber eines maskenlosen Antlitzes ersetzen kann, dass unsere fernen Facebook-Freunde uns nicht in den Arm nehmen können und dass es Wirtschafts- und Kulturzweige gibt, die der Realität bedürfen.
 8. Das Virus und vielleicht mehr noch die Folgen der Maßnahmen zu seiner «Bekämpfung» werden die nächste Generation vor erhebliche Aufgaben stellen. Digitales Schmierentheater könnte nicht ausreichen, um sie auf dieses harte Leben vorzubereiten.
-